

(Nachdruck verboten.)

811

## Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

„Himmlich! Rosen!“  
 „Sie erfüllen ihren Zweck, wenn sie einen freundlichen Blick aus den schönsten Augen finden.“

Sie blickte verwirrt auf und wieder nieder.

„Rosen waren es,“ fuhr der Agent mit etwas klagender und verschleierter Stimme fort, „die Sie, Fräulein Anna, bei jenem Hochzeitsfeste trugen, das mich neben Ihnen sitzen ließ.“

„Ja, gelbe.“

„Gelbe.“

Er machte eine Pause und fuhr dann fort: „Vielleicht, Fräulein Anna, hat schon jener Abend Ihnen gesagt, was ich für Sie empfinde. Sie waren aber eines anderen Braut.“

Die Uhr an der Wand ging tick tack, und Niele und Sophie horchten an der Thür mit verzweifelter Anstrengung. Nennchen zitterte etwas, denn nun war ja alles, was kommen würde, klar.

„Was dieser Tage heute,“ fuhr der Agent fort, „für mich bedeutet hat, läßt sich in gewöhnliche Worte nicht fassen. Aus ihrem eigenen Munde heute früh zu hören, daß Sie frei sind, frei wie die kleinen Vögel im Walde, es war wie ein Rausch, wie Musik! Ja, wie Musik!“

„Wie, was?“ fragte Niele draußen ihre Kollegin.

Die hatte es gleichfalls nicht verstanden und Nennchen — offen gesagt — auch nicht.

Sie blickte von Zeit zu Zeit flüchtig auf und schaute ihn an. Merkwürdig: er sah so ganz anders aus als heute morgen. Da war er wirklich etwas — wie sollte man sagen — ja wirklich etwas schön gewesen, und jetzt erstrahlte er förmlich von Würde. Der lange schwarze Gehrock, die weiße Kravatte — so recht ehrenwerth und nett und gut. Das Gesicht mit den lebhaften Augen paßte nicht zu dem Anzuge, und die Handschuhe zu dem eigenthümlichen Zylinder erst recht nicht — aber dergleichen vermochte sie nicht zu beurtheilen.

Es ist eine ernste Stunde, in der ich nun vor Sie hintrete,“ begann er auf neue und rückte mit dem Stuhle näher, so daß die Mädchen draußen erschrocken zusammenzuckten, „und ich brauche Ihnen, Fräulein Nennchen, nicht erst zu sagen, welche Worte mir auf der Zunge liegen. Nur erlauben Sie mir, vorher das Nothwendigste, meine Person betreffend, anzuführen. Wir wollen uns darüber keinen Täuschungen hingeben, und der Geschäftsmann soll sich und andern klaren Wein einschütten. Es ist meine Hoffnung, Fräulein Nennchen, daß ich in der Lage bin, eine Frau zu versorgen. Ich darf mir schmeicheln, nur mit Primafirmen zu arbeiten, und was das sagen will, bedarf keiner Darlegung. Was meine Familie anbetrifft, Sie kennen dieselbe, kennen meine Tante, deren bestäubender Tod mich in, wie man sagen kann, glanzvolle Verhältnisse versetzen würde, kennen meine geliebte Mutter und kennen meinen Bruder. Christian wird am Altar stehen, wenn ich je in die Lage kommen werde, ein geliebtes Wesen dorthin zu führen; nie aber, Fräulein Nennchen, wird dieser Fall eintreten, wenn diese Stunde, heute, jetzt hier nicht darüber entscheidet. Anna?“

Niele und Sophie hörten auf zu athmen, um keinen nun folgenden Laut zu verlieren. Man vernahm ein Geräusch wie von Rüssen, und die beiden Mädchen wären in diesem Moment nicht um der Seligkeit willen vom Platze gewichen.

— Was Nennchen betrifft, so war sie gar nicht im stande, dieses wunderbare, über Nacht kommende Glück zu begreifen. Das Trauermagazin und die Familie Schweder waren aus der Atelierzeit für sie der Jubelgruß alles Reichthums, Erhabenen, Hochstehenden. Sie als Braut in dieses Haus — nein, sie konnte es nicht fassen!

Sie war in ihrem Leben so wenig mit Männern zusammengekommen, wie nur denkbar. Der Photographengehilfe bildete ihre romantischste Erinnerung, dann war das Glend eingezogen, und dann war sie hier in des Justizraths Hause aufgenommen worden, wo sie, im Grunde genommen, wie eine Einsiedlerin gelebt hatte. So war denn die Hochzeit ihres Bruders eigentlich der herrlichste Tag ihres Daseins

gewesen, und der lustige, nette, reizende Agent spielte in ihren Träumen später oft eine Rolle. Sie hatte in diesen letzten aufregenden Tagen noch nicht darüber nachgedacht, was nach der Entlobung denn nun eigentlich mit ihr werden sollte, und als sie ihn heute Morgen sah, so etwas schön und abgerissen, da war ihr das eigentlich ein rechter Stich ins Herz gewesen. Und nun kam er zu ihr, schön, fein, bot ihr mit den elegantesten und gebildetsten Worten sein Herz und seine Hand — o, sie war glücklich!

Er mußte den Hut fortlegen und die Handschuhe ausziehen, sie klingelte wie eine große Dame und bestellte Thee und Abendessen — und so saß dieses hergeschnittene Paar lachend, plaudernd, essend in dem hübschen Zimmer, das vor nun sechs Jahren Eva zum Weihnachtsfest geschenkt erhalten und mit so viel Freude sich ausstattet hatte.

Ganz hervorragend war des Agenten diplomatische Kunst, mit der er ganz langsam und allmählich Nennchen in das Fünf-Millionen-Geheimniß einweihte. Selbstverständlich mußte sie das von ihm erfahren, denn selbst Nennchen's harmloses Gemüth würde über die plötzliche Verlobung am nächsten Tage erstaunt und mißtrauisch geworden sein, wenn sie von anderer Seite her von der großen Erbschaftsneuigkeit unterrichtet worden wäre.

Er behandelte die ganze Angelegenheit als Bagatelle und deutete an, daß der gute alte Herr Kreiser durch die lange Haft vielleicht etwas verwirrt geworden sei und an einem Erbschaftswahne leide. Uebrigens suchte ihm, als er das aussprach, plötzlich selber der gleiche schreckliche Verdacht durch den Kopf, so daß er ganz blaß wurde und sich nur langsam erholte. Freilich war diese Idee wohl unhaltbar, denn rein aus Höflichkeit sind die Herrschaften in Plöhensee gegen ihre Zusagen nicht gar so zuvorkommend.

„Ich werde mich heute Abend noch,“ sagte er, „mit Richard in Verbindung setzen. Er muß entschieden einmal Euren guten Papa besuchen, das erscheint mir als Pflicht.“

Nennchen war gerührt. Gleich morgen wollte sie nun endlich auch einmal hinaus und den Vater sehen.

Mit großer Heuchelei besprach der Agent dann die Zukunftspläne.

„Wir mietten uns eine kleine hübsche Wohnung im Norden, dicht bei Deinem Bruder. Möbel nimmt man auf Abzahlung, und wenn ich dann abends müde von harter Arbeit heimkomme, wartet mein süßes Herzenssännchen schon mit Lampe und Abendbrot.“

Sie war selig. Ein eigenes Heim! Hausfrau werden! Mein Gott, wie schnell verging dieser Abend! Wie im Fluge! Nun war es zehn Uhr, und im Hinblick auf die klatschüchtigen Mädchen und dergleichen mußte geschieden sein.

Als er nach endlosen Rüssen Abschied genommen hatte, war sie wie betäubt. Aber schon kamen Niele und Sophie herein und gratulirten und waren wirklich und aufrichtig erfreut, daß das nette Fräulein nach der etwas merkwürdigen Entlobung nun von neuem glücklich geworden war.

Nur das Faß Butter wollte ihnen nicht aus dem Sinn, und über dem Räthsel seiner geheimnißvollen Bedeutung konnten beide bis spät in die Nacht nicht zur Ruhe kommen.

## XXII.

Im ganzen Leben war der Agent nicht in so wundervoller Laune gewesen, wie jetzt, da er über den Dönhofsplatz ging. Ringsumher verblaßte das Licht der zahllosen Gaslaternen in den weißen milden Strahlen des Mondes, und wenn die Luft auch etwas dumpf und schwer über der großen Stadt lag, so wurden in dieser Sommermondnacht doch Vornehme und Niedrige poetisch gestimmt.

War er aus schöner Agentenberechnung mit dem Butterfasse und dem Rosenbouquet zu Nennchen gekommen, so hatte nun auch sein Herz Feuer gefangen, und — wahrhaftig — nach diesem schönen Liebesabend hätte er das süße kleine Nennchen auch ohne Schätze und Gelder geheirathet. Erst als er diesen edlen Gedanken klar erfaßt und sich einmal wiederholt hatte, fing er an in eine wirklich herrliche Stimmung zu kommen. Verliebt, verlobt mit einem reizenden Mädchen, mit einem steinreichen Mädchen — plötzlich wurden ihm vor lauter Glück und Nahrung über sich selbst die Augen feucht.

Er spazierte ganz langsam durch die Markgrafenstraße und hatte unzählige gute Vorsätze. Dieses ganze schenksche Agentenleben mit Hinterthüren und Beutebeschuppen würde nun aus sein, jetzt sollte man zu sehen bekommen, welcher treffliche Kern in ihm steckte und bisher nur verdeckt war durch das widerliche Gefstrupp der Tages Sorgen und der ewigen Armut. Er kam an dem Denkmale Schiller's vorbei und blieb einige Zeit sinnend davor stehen. Ihm war, als sei er dem Geistesheroen jetzt näher gerückt und als bewege er sich nun in Sphären, hoch erhoben über der gemeinen sorgenden Alltagswelt. Vielleicht lächelte die Marmorstatue in dem zitternden Mondlicht ein wenig, der glückliche Agent aber sah es jedenfalls nicht. (Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

In Sudermann's „Heimath“ sitzen die alten Militärs im Haus des Obersten beim gewohnten Spielchen. Sie unterhalten sich zugleich über allerlei Begebenheiten der Stadt und einer der ostpreussischen Herren giebt dabei kurz und bündig mit soldatischer Offenherzigkeit seine Weltanschauung zum besten. Sie ist sehr einfach und theilt das gesammte Männervolk ohne viel Grübeleien in zwei Ordnungen: Soldaten — und Drückeberger.

Sudermann, der gern mit Kraft- und Schlagworten arbeitet, meinte mit dem Witz von den Soldaten und — den Drückebergern einen ganz besonderen preussisch-militärischen Geist getroffen zu haben. Allein der militärische Geist ist so einbürtig, daß seine Lebensäußerungen in den verschiedensten europäischen Landschaften erstaunlich wenig Abwechslung zeigen. Der militärische Werthbegriff wird so weit gesteigert, daß — neben ihm gehalten — alle übrigen Verdienste tief niederstinken; daß sich wirklich Anschauungen herausbilden, die man für karrikirt halten könnte, wenn sie nicht so naiv vorgebracht würden.

Ein General legt vor dem Schwurgericht Zeugniß ab; ein General, nicht etwa ein subalternes Offizier; ein Mann, der eine hervorragende gesellschaftliche Stellung einnimmt, von ihr aus also menschliche Dinge freier beurtheilen könnte. Diesem General steht als angeklagter Ankläger ein Schriftsteller von Welt Ruf gegenüber. Um den Schriftsteller verächtlich zu machen, spricht der General in großer volltönender Phrase: Wir — die Offiziere — haben für das Vaterland Blut vergossen, während — andere daheim geblieben. Da haben wir nun die Grundausfassung wieder: Es giebt unter den Männern zweierlei Kreaturen, die Soldaten und — die Drückeberger.

Im gegebenen Falle heißt der Soldat General Pellieux, und den Drückeberger nennt die Welt Emil Zola. Man möchte es bedauern, daß Zola der Soldatenphrase mit einer anderen Schöneidnerei entgegentrat, wenngleich man seine Erregung in diesen Tagen begreift. Solchen militärischen Offenbarungen sollte man nichts hinzusetzen und sie durch nichts abschwächen. Sie lassen in ihrer gedrängten Einfachheit das Innerste des militärischen Seelenlebens erkennen; sie beweisen, daß selbst nationale Unterschiede nicht gegen einen gewissen uniformen geistigen Drill aufkommen.

Zola verlor seine Ueberlegenheit. Er schrieb in den Saal: dem Vaterlande kann man ebenso durch die Feder, wie durchs Schwert dienen. Meine Bücher sind meine Siege. Der Name Zola darf sich neben dem Namen Pellieux sehen lassen!

Zola kann das Selbstverständliche mit noch so lautem Nachdruck betonen: den Leuten um Pellieux wird es immer als Annäherung gelten. Und wenn Zola, der Zeit- und Sittenschilderer, in der zukünftigen Werthschätzung selbst ein Nummer-Eins-Mann würde, in der Rangordnung nach dem Herzen derer um Pellieux bleibt er ein Drückeberger. Was gilt der Welt Herr Pellieux? Wozu braucht Zola sich um dieses Mannes willen zu ereifern? Außerhalb Frankreichs und des französischen Meeres war der Name von Pellieux gewiß wenig genannt worden und, welche Stellung immer die abwägende Kulturgeschichte dem Epiker Zola einräumen wird: Das Eine läßt sich unschwerlich voraussetzen, der Name Zola wird sich sehen lassen können, wenn vom Namen Pellieux kaum eine Erinnerung übrig geblieben ist. Das kann man ruhig niederschreiben, ohne darum Zola zu vergöttern, wie es jetzt von einzelnen Dreyfus-Schwärmern um jeden Preis aus Tendenzgründen geschieht.

Wer sich leidlich aus zu erinnern versteht, der glaubt nicht recht an bestimmte Zeitungs-Empfänger. Nicht allzu weit liegt die Zeit zurück, da man von gut bürgerlich-liberaler Seite den „großen Kulturkämpfer Zola, Frankreichs Ruhm und Stolz“, mit ganz übertriebenden Kolbklumpchen bewarft. Damals sprach man etwa so von ihm, wie weiland ein Kriegsminister vom literarischen Schmierfinken Freiligrath. Damals lasen Leute, die den Ernst Zola's gar nicht begreifen konnten, seine Bücher auf heimliche Aufregungen hin und waren natürlich erbittert, daß der brutale Kraftmensch Zola das Laster so wenig pikant und persiflerisch zu malen verstand. Die Sittlichen beiderlei Geschlechts ärgerten sich immer an meisten, wenn sie bei sogenannten unmoralischen Darstellungen nicht mit Paul Lindau ausrufen dürfen: Pui, wie reizend! Ich erinnere mich noch sehr gut einer Probe-Aufführung von Zola's dramatischem Werk „Therese Raquin“ in Berlin. Wie tobte es damals noch durch den deutschen Blätterwald; und es sind noch nicht einmal zehn Jahre seither vergangen. Damals sollte der Verruchte bei Leibe nicht das

deutsche Familienheim beschmutzen, man wollte dem Schmierfinken schon die Federn rupfen, und Zola war der peinigende Geschäfts-Spekulant, der unsere zarten Nerven marterte. Damals brüllte noch die Welt der Anständigen, wie nur diese Welt brüllen kann: Spuckt dem Naturalisten Zola und seinem frechen Anhang ins Gesicht. Genau, wie die Menge heute vor dem Pariser Justizpalast ruft; und diese Menge wird doch auch nicht aus lauter „Zuhältern und ähnlichem Gesindel“ bestehen, wie man uns glauben machen will. Es werden wohl auch die Anständigen mizählen.

Wenn man sich derlei Erinnerungen vorhält, wird man gegen manche Erscheinungen auf dem Markt des Lebens gleichmüthiger. Man liebt es jetzt, Zola mit Voltaire zu vergleichen. Es ist ein sehr starker Vergleich, denn in Voltaire's Person drückt sich vielleicht das markanteste an französischer, scharfer Geistesart aus. Der Vergleich soll aber wohl weniger der Intelligenz der beiden Schriftsteller, als dem Charakter der beiden Rechtskämpfer gelten, von denen Voltaire die berühmte Revision des Prozesses Calas durchsetzte, während Zola für die Offenheit im Falle Dreyfus einsteht. Ob in dem pathetischen Herrn Pellieux nicht die Ginstigkeit aufdämmert, daß zu solchem Werke doch auch verdammt viel ganz persönliche Tapferkeit gehöre? Vielleicht bedauert sein militärisch gebrüllter Geist es jetzt schon, daß dieser Zola nur ein Staatskrüppel und Drückeberger wurde. Donnerwetter, was hätte dieser dicke Bursche für einen schneidigen Soldaten abgegeben!

Noch ist der Prozeß wider den Ankläger Zola nicht zu Ende. Meinung steht wider Meinung, Aussage wider Aussage; es wäre mindestens voreilig, richten zu wollen. Fast tritt der Rechtsfall Dreyfus vor dem Interesse zurück, das die Entwicklung des militärischen Lebens und der Rechtspflege im allgemeinen verurtheilt. Es ist gut, daß man das Andenken Voltaire's hervorholt. Das sei ohne Beziehung auf die Rechtsfälle des hingerichteten Protestant Calas und des jüdischen Offiziers Dreyfus betont. Aber es hat niemand der Verbrüderung des Säbels und des Weihwedels schwerere Wunden beibracht und niemand ist für volle Offenlichkeit des Rechtsverfahrens bereiteter eingetreten, als Voltaire zu seiner Zeit; und Voltaire steht auch zeitlich in der ersten Reihe jener Männer, die statt der kriegshistorischen die kulturgeschichtliche Betrachtung der Dinge vorbereiten halfen, die zu mindest diese geistige Umwälzung kommen sahen und erkannten. An den Werthbegriffen des typischen Generals Pellieux gemessen, waren diese Bemühungen fruchtlos. Für Herrn Pellieux von der Kriegerlaste ist der Soldat der Träger der Weltgeschichte, die Kriegsbegebenheit der einzig treibende Faktor. Man kann begreifen, wie bei so ausschließlicher Empfindung ein Zola, ein gewesener Zeitungsschreiber und Romanerzähler weglommen muß.

Eines allerdings ist an all diesen Erscheinungen mißlich: die Verallgemeinerung. Mehrere duzend Male habe ich in dieser Woche das Zitat aus Voltaire von den Franzosen, die halbe Affen, halbe Tiger seien, gelesen. Voltaire war eine eminent kritische Natur und wurde alt. In einem langen Leben, in einem fortgesetzten Krieg gegen Bourtheit und Dummheit wird es immer Erregungsmomente geben, die bitter verweist erscheinen. Wer heute die kulturgeschichtliche Bedeutung Voltaire's erkannt hat, wird gewiß nicht, wie ein leidend-moralisches altes Weib hinter den Schwächen und Unvollkommenheiten des Menschen Voltaire herlaufen; aber den Ausbruch einer galligen Verstimmung nagelt man fest, wenn es einem gerade paßt.

Man wird auch in den Tagen der gegenwärtigen Verwirrung nicht überall in Frankreich „wider den Geist sündigen“, um eine ebenfalls beliebte Zeitungsphrase anzuwenden; und zu über-großem Hochmuth hat man in Preußen-Deutschland sicherlich keinen Anlaß. Auch bei uns sind die Ritter vom Geiste geprügelt worden; bei dem Heine'schen Wort braucht man nicht einmal an Heine selbst und an die Geschichte seines Standbildes zu denken. Auch bei uns giebt es unter den verschiedensten Parteien ohne Wahl Leute genug, die unter's Volk gehen, sich an den eigenen Worten berauschen, sich dabei großmächtig vorkommen und als ganz subalterne Geister gerne vergessen, aus welchem Arsenal die düsternen geistigen Waffen kommen, in denen sie Tag um Tag einherjohlsiren. Auch solche Militärs haben eine geheime — manchmal auch offene — Abneigung gegen den Geist; und es könnte ein neuer Kant kommen, er würde ihnen nicht imponiren. Wagt denn solch Drückeberger sich in die Schlacht? Der sitzt daheim und — denkt und sinnt!

Es schmerzen alte Wunden noch; und das ist das merkwürdige an den Kriegen: die Wunden, die der Krieg schlägt, sie thun den Siegern fast ebenso, wie den Besiegten wehe. In Deutschland hat die Kriegerlaste und ihr Beispiel zur Unterschätzung des intellektuellen Muths, der geistigen Wehrhaftigkeit geführt; in Frankreich ist man aus überreizter Krankhaftigkeit zu ähnlichem Ergebnis gekommen.

Nein, nein, wir haben Grund bescheiden zu sein; besonderen Grund in einem Augenblick, in dem man mit ein paar lustigen Zitaten und einigen nicht allzu theueren Scherzen, die sich an den sogenannten gesunden Menschenverstand wenden, zum staatsmännischen, ruhmgelächelten Redner werden kann.

Der gesunde Menschenverstand hat schon so viel Kleinlichkeit gutgeheißen, in seinem Namen ist so viel kurzschichtig Philistines gebilligt worden, daß man gerechterweise gegen Leute, die ihm gerne schmeicheln, vorsichtig sein sollte.

Im müden deutschen Parlament hatte es der jüngste Staatsmann von Freisinn Gnaden leicht, weil er schwere Dinge mit „eleganterm Ruck“ auf die leichte Achsel nahm. Zahle, guter Freund,

and wir werden gute Freunde; dieser geschäftsmoralische, sehr korrekte Standpunkt des Herrn v. Bülow mußte geradezu entzücken, und Goethe's Bilat von den fernem Kämpfen „in der Türkei“ thut heute noch jeder waderen Seele wohl. Nur schade, daß es bei Goethe schon Persiflage bedeutet; und Goethe, der Mann, der überall dem einheitslichen Zusammenhang der Dinge nachspürte, empfand sehr wohl, daß auch kulturgeschichtliche und politische Bewegungen nicht willkürlich zu fassen sind. Wir leben auf bebendem Boden. Jeder Schlag, auch drinnen fern in der Türkei, kann bei uns einen Nachhall wecken. Man konnte nie — und im „Zeitalter des Verkehrs“ kann man es ganz sicher nicht — Isolatoren an den Grenzen irgend eines Reiches oder Landes aufstellen. — Der legere Spaß macht sich ja ganz nett, nur trifft er die Sache nicht. Uebrigens, ein müdes Parlament ist jedem dankbar, der es beruhigt. —

Alpha.

### Kleines Feuilleton.

— Vom europäischen Sklavenmarkt. Aus Wien berichten dortige Blätter: Die Bonne Hermine Drecher, eine junge Wienerin von auffallend schöner Erscheinung, hatte hier ihren Posten verloren. Da bekam sie einen Antrag für ein vornehmes Budapester Haus. Im November vorigen Jahres reiste sie nach Budapest. Auf dem Bahnhofe wurde sie von einer sehr elegant gekleideten Dame empfangen, welche das Mädchen für seine neue Gebieterin hielt. In einem Fiaker fuhren Beide nach einer stillen Gasse Budapests und in einem glänzenden Salon hieß die Herrin, deren Name Madame Rosa Bentó auf einem feinen Schilde an der Thür glänzte, die neue Hausgenossin willkommen. Die Umgebung gefiel dem Mädchen gleich vom Anfang nicht. Es fand seine traurigen Ahnungen bald bestätigt. Minna Drecher verlangte, als sie über die Natur ihres Engagements im Klaren war, aus dem Freudenhaufe entlassen zu werden. Man verweigerte ihr dies und ließ ihr nur die Alternative, in dem Hause zu bleiben oder ein „Engagement“ nach Konstantinopel anzunehmen. Als eine Gefangene behandelt, fand das Mädchen erst Mitte Dezember Gelegenheit, sich einem Gaste des Salons, einem jungen Magnaten, anzuvertrauen und um ihre Befreiung zu bitten. Er versprach ihr dies und da er die Intervention der Behörde nicht anrufen wollte, griff er zu dem Mittel der Entführung. Am 14. Dezember, in einer mondheilen Nacht, hielt vor dem Hause sein Wagen und der Graf ließ einen lauten Piff hören. Minna Drecher öffnete darauf behutsam ein Fenster im ersten Stock und sprang von da in der leichten Kleidung, die sie eben trug, auf die Straße. Das Paar fuhr davon, und die Equipage hielt erst vor dem Schlosse des Grafen. Hier verblieb die ehemalige Bonne kurze Zeit und kehrte dann nach Wien zurück. Nach wenigen Tagen ihres Aufenthalts wurde das unglückliche Mädchen wegen Verbrechens des Diebstahls verhaftet und dem Wiener Landgerichte eingeliefert. Rosa Bentó hatte nämlich nach der Entdeckung der Flucht gegen das Mädchen die behördliche Anzeige erstattet, daß es mit ihm nicht gehörigen Kleidern, die Eigentum des Hauses gewesen seien, entflohen sei. Es wurde ein Steckbrief gegen Minna Drecher erlassen, der zu ihrer Festnahme in Wien führte. Vor einem Erkenntnißsate des Wiener Landgerichts hatte sie sich nun wegen dieses Diebstahls zu verantworten. Sie war des Thatsächlichen geständig und ihr Verteidiger hat unter Geltendmachung ihrer Zwangslage um die weitestgehende Milde des Gerichtshofes. Derselbe schloß sich den Erwägungen der Verteidigung an und verurteilte die Angeklagte zu einem Monate einfachen Kerkers. —

— Was eine große amerikanische Zeitung kostet. Dem Patent und technischen Bureau von Richard Lüders in Görlitz ist eine Aufstellung über die Kosten zugänglich gemacht worden, welche eine zweimal täglich erscheinende New-Yorker Zeitung verursacht. Für Beschaffung des literarischen Stoffes 220 000 Doll., für Lokalberichte 290 000 Doll., für Illustrationen 180 000 Doll., für Korrespondenz 125 000 Doll., für Telegraphen 165 000 Doll., für Kabeldepeschen 27 000 Doll., für Maschinen 410 000 Doll., für Papier 617 000 Doll., für Miete, Beleuchtung, Bureau - Utensilien 219 000 Doll. Die Addition dieser Zahlen ergibt die Summe von 2 253 000 Doll., nach deutscher Währung 9 567 000 M., ein Betrag, welcher das Budget verschiedener kleiner deutscher Staaten um ein bedeutendes übertreffen möchte. Die Zahl der Angestellten dieser Zeitung beträgt 1300. —

### Literarisches.

— In Ebinburg wurde vor einigen Tagen eine Erstausgabe der Gedichte Robert Burns versteigert. Das zum Kauf ausgetobene Exemplar maß 6x9 Zoll und befand sich im ursprünglichen Papiereinschlag. Es wurden ursprünglich 600 Exemplare gedruckt, wovon 350 von Freunden des Dichters auf dem Subskriptionswege angekauft wurden. Diese Kilmarnock-Ausgabe war in einem Monat erschöpft. Der Gewinnanteil des Dichters belief sich ungefähr auf 20 Pfund. Für dieses einzige Buch hat ein Herr Sabin aus London 572 Pfund. 5 Sch. (über 11 440 M.) bezahlt. —

### Musik.

— er — Konzerte. Die Mitwirkung der Frau Marcella Sembrich hatte in das 8. philharmonische Konzert eine große Zahl neugieriger Enthusiasten gelockt, die ebenso wenig auf ihre Rechnung kamen, wie die Minorität ernteter Musiker; es gab weder Stimmensanion und Beifallstammel, noch wirkliche Musik. In

einer Arie von Händel, deren verschürkelte Aufbringlichkeit durch kein pietätvolles Bedenken genießbarer gemacht wird, rivalisirte sie vergebens mit der obligaten Fiddle. Aus dem Holzinstrumente klang mehr Seele und reinere Intonation, als sie die Sängerin zu bieten vermochte. Auch Ophelia's Wahnsinnsszene aus Thomas' seltsamer Oper „Hamlet“ war kaum die Wahl eines vornehmen musikalischen Geschmacks: Dekorationsmüßi, deren Blick ein Volksstück von echt skandinavischer Melancholie bildet. Man hatte für frühere bessere Leistungen der Frau Sembrich so viel dankbare Erinnerung, daß man sie zu einer Zugabe veranlaßte; sie sang die Gartenarie aus „Figaro's Hochzeit“, und der „zugegebene“ Mozart rettete auch diesmal ein fragwürdiges Kehllopf-Akrobatenthum. Die instrumentale Novität des Abends, ein „Graziella“ benanntes Orchesterstück von Pfohl, seht sich aus Grazie und Farben zusammen; anstatt Gedanken giebt der Komponist kleine zierliche Einfälle und launische, fast nervöse Rhythmi. Man kann der geistreichen Bagatelle nicht gram werden, wenn sie auch schließlich mit ihrem allzulangen feinen Geplauder langweillig. Liszt's „Mephistowalzer“, der von mageren Ideen und sattem Instrumentationsspirit lebt, fand diesmal nicht die Anerkennung falscher Feinschmecker. Erst mit Beethoven's 8. Symphonie drang wieder ein frischer Strom ungekünstelter Musik auf das Publikum ein. Mit Wagner's Faust-Ouverture war das Konzert eröffnet worden. — Mit derselben Ouverture begann auch das siebente Symphonie-Konzert der königlichen Kapelle. Vielleicht war es das Ergebnis widriger Zufälligkeiten, aber das Stück entfaltete bei den Philharmonikern weit pathetischere Größe und eindringlichere Dynamik, als bei den Symphonikern. Neben Haydn's D-dur und Beethoven's mächtiger 7. Symphonie erschien als Neuheit Richard Heuberger's Variationen über ein Schubert'sches Thema. Lebte auch in diesem nicht ganz das große Genie des Wiener Niederefürsten, so vermochte es dennoch Heuberger zu vielen freien Gestaltungen zu inspiriren, in denen sich ein regesamer und phantasiericher Kopf ausdrückt. Herr Joseph Wieniawski hat sich zu viel originelle Schöpfungskraft, dem Publikum zu wenig Urtheilsfähigkeit zugemüthet, indem er einen Abend ausschließlich mit eigenen Arbeiten bestreiten wollte. In einer Klavier-Violinsonate, die er mit Joachim spielte, ladet er in anständiger Kunstform zu einer bequemen musikalischen Abendunterhaltung ein, und das Niveau besserer Salonmusik hob sich auch in einzelnen Liedern und Klavierstücken nicht erheblich. Eines ist sicher, will Herr Wieniawski seinen Sachen wenigstens den oberflächlichen Schein guter Musik retten, dann möge er sie von jemand anderem spielen lassen, dem die Maniriertheit weniger die künstlerische Klarheit genommen. — Eine junge Budapester Pianistin Gizella Gross hat sich als eine starke musikalische Natur eingeführt, welche die Individualitäten der vorgelührten Musikgrößen so sicher erfaßte, daß die außerordentliche Technik fast wie selbstverständliche Nebensächlichkeit erschien. — In dem Sängerpaae Marie Thoma (Sopran) und Leopold Böschke (Bariton) betrat wieder dreiste Mittelmäßigkeit das Podium. Nichts ist reif, weder Ausdruck noch Stimmen, und der vor die Öffentlichkeit gezeigte Dilettantismus unterbricht da die Entwicklung von Anlagen, welche so noch vor etwaiger Blüthe zum Welken gebracht werden. — Stofilde Kleeberg gehört zu den auserwählten Klavierspielerinnen, welche mit der Seele eines Kunstwerks stets innigen Verkehr pflegen und aus ihr die Kraft und Innigkeit des unmittelbar wirkenden Ausdrucks holen. So spielte sie wieder Beethoven, Schumann und Chopin und verlieh auch einigen graziosen Kleinigkeiten von Henselt, Chaminade u. s. w. den Schmelz ihrer durchgebildeten Kunst und ehrlichen Empfindung. —

### Erziehung und Unterricht.

— Der Rektor der Universität in Upsala (Schweden) hat der Dozentin Frauul. Elva Eschelsohn den Auftrag erteilt, Vorlesungen über Prozeßrecht zweimal wöchentlich zu halten. —

— Das ägyptische Unterrichtsministerium hat aus Anlaß der beabsichtigten Umgestaltung der arabischen Kleinkinderschulen (Kuttah) einige statistische Daten über die Entwicklung dieser Anstalten sammeln lassen. Danach bestanden 1872 in ganz Egypten 2068 Kuttahs, 1873 war deren Zahl auf 2634 gestiegen und 1897 gab es 9860 derartige Schulen. Die Anzahl der Schüler betrug in den betreffenden Jahren 77 900, 82 256 und 181 200. —

### Medizinisches.

k. Der Star als Berufskrankheit. Die Arbeiter in einer Reihe von Betrieben neigen, wie den Augenärzten schon lange bekannt ist, zu einer frühzeitigen Trübung der Krystalllinse des Auges, welche man als Star bezeichnet. Es handelt sich dabei um angelegte Arbeit bei starkem Feuer, um Arbeiter in Hochöfen, Glasstengen, Schmieden und um Köche. Beispiele für einen dieser Berufsstare brachte jüngst Professor Hirschberg in der „Berl. Med. Gesellschaft“ bei. Es handelt sich um eine Reihe von Glasbläsern, die in einer Glasbläse in Köpenick bei Berlin beschäftigt sind. Von den 30 Glasbläsern, welche dort arbeiten, sind 5 vierzig Jahre und darüber alt, und 25—30 Jahre in diesem Gewerbe thätig. Alle diese 5 haben eine Trübung der Krystalllinse, während die 25 jüngeren noch keine Störung an ihren Augen bemerken. Die Arbeit des Glasbläfers zwingt ihn, einen großen Theil des Tages dicht am Feuer, in einer Temperatur von etwa 65 Grad Celsius zu verbringen. Die Folge dieser dauernden starken Wärme-Einwirkung ist

eine typische Rötung und narbige Veränderung der Wangenhaut; da häufig nur die eine Wange dem Feuer zugekehrt wird, so findet man die Veränderung der Wangenhaut und die Starbildung dann zuerst an dieser Gesichtshälfte. Daß die Einwirkung der Hitze für die Starbildung von Bedeutung ist, dafür spricht der Umstand, daß bei unseren Landarbeitern die Reifung des Alterstars gewöhnlich früher eintritt als bei den Städtern, und daß unter der glühenden Sonne Indiens nach Hirschberg's eigenen Beobachtungen der Alterstar etwa 20 Jahre früher reift als bei uns. Den Glasbläsern empfiehlt Hirschberg das Vorbinden eines ganz dünnen Strohhutes bei der Arbeit zum Schutze der Wangenhaut und der Augen. —

**Aus dem Thierleben.**

— Gedächtniskraft einer Dogge. Der Grazer „Instructive Thierfreund“ erzählt: Eine sehr schöne, reinrassige Dogge eines hiesigen Advokaten war mit einer Bishwunde am Kopfe behaftet und wurde täglich um 3 Uhr nachmittags auf die ambulatoire Klinik zur Behandlung gebracht, welche für das Thier schmerzhaft war. Während der Behandlung mußte es jedesmal auf den Tisch gelegt und von einigen Gehilfen festgehalten werden. Eines Tages erschien die Dogge ganz allein zur festgesetzten Stunde, und als man ihr die Thür geöffnet hatte, sprang sie sofort auf den ihr schon bekannten Tisch und ließ sich die Behandlung ruhig gefallen, worauf sie allerdings mit blickartiger Schnelligkeit die Anstalt verließ. Am nächsten Tage kam wieder der Diener mit seinem Schützling und entschuldigte sich, daß er am vorhergegangenen Tage nicht Zeit hatte, um 3 Uhr zu kommen, wollte aber später das Thier bringen, allein es sei durchgegangen, nicht lange darauf jedoch mit einem neuen Verband wieder zurückgekommen. —

**Geologisches.**

1. Ein ungeheures Vulkanfeld auf der nördlichen Halbkugel. Es giebt auf der Erde einige Beispiele von ungeheuren vulkanischen Ergüssen, deren Lavamassen weite Landstrecken überfluthet haben und noch heute bedecken. Solche Lavadecken von enormer Ausdehnung kennt man besonders auf der vorderindischen Halbinsel und im Westen der Vereinigten Staaten von Amerika. Jetzt kommt ein neues Beispiel hinzu an einer Stelle, wo man es kaum hätte erwarten sollen, nämlich in der Umgebung des Nordpols. Es ist vielleicht das wichtigste Ergebnis der bekannten Expedition Jackson Harnsworth nach dem Franz Joses-Land, diese Thatfache erwiesen zu haben. Newton und Deall stellten nach den geologischen Sammlungen der Forschungsreise fest, daß die genannte arktische Inselgruppe aus Bruchstücken einer alten Basaltfläche gebildet wird, welche sich ursprünglich über ihre jetzige Grenzen weit hinaus erstreckt haben muß. Man kennt ähnliche vulkanische Gesteine von den Inseln Spitzbergen, Jan Mayen, Island, Grönland, den Faröern, den Hebriden und von Nord-Irland. Die Geologen sind nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß die vulkanischen Gesteine all dieser Inseln einen gemeinsamen Ursprung gehabt und früher zusammen gehangen haben. Man müßte dann also annehmen, daß zu einer Zeit der geologischen Vergangenheit der Erde von irgend einer Stelle im nördlichen Eismeere ein riesenhafter vulkanischer Ausbruch erfolgte, der das gesammte Gebiet, welches jetzt von dem nördlichen Atlantischen Ozeane eingenommen wird, mit Basaltlava überströmte. Später muß dann diese ungeheure Fläche zerbrochen und zum größeren Theile in die Tiefe versunken sein. Die Zeit dieser vulkanischen Thätigkeit setzt der Geologe an das Ende des Kreidealters und an den Beginn der Tertiärperiode. Dieses Zeitalter ist auch in anderen Gebieten der Erde durch ähnliche Ereignisse ausgezeichnet gewesen, denn auch die großen Lavaströme von Abyssinien und diejenigen von Vorder-Indien haben dasselbe Alter. Die letzteren, die großen Lavafelder des Dejan, nehmen eine Fläche von 200 000 englischen Quadratmeilen ein und galten bisher als die größten der Welt, das neugefundene arktische Lavafeld würde aber eine noch größere Ausdehnung besessen haben und das größte bekannte in der Erdgeschichte darstellen. —

**Bergbau.**

12. Die Entdeckung großer Asphaltlager in den Vereinigten Staaten wird einer französischen Zeitschrift gemeldet. Bisher gab es in dem ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten überhaupt keine natürlichen Asphaltlager von einiger Bedeutung, und es mußte daher der ganze Bedarf von der Insel Trinidad her bezogen werden. Trotzdem sich die Zahl und die Produktion der Asphaltlager auf der Erde bedeutend vermehrt hat, so ist der Bedarf doch in noch schnellerem Maße gestiegen. Die neuen Asphaltlager sind in dem Staate Utah, im Reiche der Mormonen, gelegen. Es sind bis jetzt sechs reiche Adern gefunden, welche den Staat in bezug auf Mineral-schätze mit einem Schlage zu einem der bedeutungsvollsten der Vereinigten Staaten machen. Nach Aussage der Sachverständigen genügen die Asphaltlager, den Bedarf Amerika's auf Jahrhunderte hinaus zu decken. Außer dem gewöhnlichen Asphalt, der zur Straßenpflasterung benützt wird, findet sich auch eine seltene Sorte von Asphalt, die als Giffenit bezeichnet wird, in großer Menge, diese findet ihre Verwendung zur Isolierung elektrischer Drähte, zur Farbmischung, sowie zur Bereitung von Lack und Glanzlack. —

**Technisches.**

— Cupolofen-Vertrieb. Wie lohnend oft gute Zufalls-Erfindungen sein können, lehrt das neue Doherty-Verfahren für das Schmelzen von Gußeisen, welches in der Hauptsache in dem Einblasen von Wasserdampf in den Schmelzofen besteht. In der Gießerei des Erfinders war das Gebläse heiß gelaufen und bei der Kühlung mit Wasser entwickelte sich Dampf, der in den Ofen getrieben wurde. Doherty nahm nun wahr, welchen günstigen Einfluß dieser Dampf oder richtiger der bei seiner Zerlegung frei werdende Wasserstoff auf die Dichte und Festigkeit des Eisengusses ausübte, er verfolgte die Erscheinung weiter und bildete sein Verfahren aus, welches in allen Industriestaaten geschützt wurde. Für das englische Patent erhielt der Erfinder, wie das Berliner Patentbureau Gerson u. Sacke berichtet, 600 000 Mark bar und 12 pCt. Antheil am Gewinn und für das amerikanische den gleichen Betrag. —

**Humoristisches.**

— Ein verhängnisvolles Wort. Es ist ein altes Vorrecht der Thüringer, daß sie die harten Konsonanten weich und die weichen hart sprechen. Nun wollte der Herr Direktor Kettenburg — Geddenburg, wie er sich selbst nannte — mit seinem „Ensemble“ einmal Schillers „Tell“ aufführen, und er that es auch wirklich und wahrhaftig. Er selbst gab natürlich den „Tell“. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als mitten in der Apfelschußscene, wie auf ein gegebenes Zeichen, alles von der Bühne und hinter die Kulissen stürzt: Walthar Fürst, Stauffacher, „Kessler“, die vier Stück Volk und der kleine „Balder Tell“ (die übrigen konnten nicht fortlaufen, weil sie gestrichen waren) und er allein zurückblieb. Bald indeß klärte sich der räthselhafte Vorgang auf. Der Herr Direktor hatte, als er sich zum Apfelschuß anschickte, verhängnisvollerweise gerufen: „Deffnet die Kaffe“, statt „Deffnet die Caffe“ — und da war natürlich kein Halten mehr gewesen. —

— Beweis. Freier: „... Ich sehe es an Ihren violetten Lippen, an dem anilingefärbten Kinn, holde Marie, Sie haben meinen Werbebrief, welchen ich Ihnen mit der Schreibmaschine schrieb, geküßt — ich bitte um Ihre Hand!“ —

— Landfeuerwehr. Bezirksamtman: „Aber Hofbauer, was war denn schuld, daß Ihr, als nächste Feuerwehr, bei dem gestrigen Brand Euerm Nachbardorf nicht zu Hilfe kamt?“ — Hofbauer: „Ja, wissen S', Herr Bezirksamtman, dös is a so: Der Wurtschtlbauer hat si' das Mundstück vom Spritzenschlauch zum Würschtmachaz' leiha g'nomma, und da hamu ma' halt gestern Ioan Mundstück zu uns'rer Spritz'n g'habt!“

(„Flieg. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— Am vorigen Sonnabend wurde in Gleiwitz ein Thierbändiger während einer Schuloorstellung von einer Riesenschlange ins Gesicht gebissen. Er ist am Mittwoch seinen Verletzungen erlegen. —

— In Ems, Nassau und Braubach wurden in der Nacht zum Freitag heftige Erdstöße verspürt. — Auch in der Gegend von Selb und im oberen Maintal wurden mehrere nicht unbedeutende Erdstöße wahrgenommen. —

— Ein Grenzbewohner im wahren Sinne des Wortes ist ein Bauzeichner in Eisenstein im bayrischen Walde. Er wohnt im Bahnhofe, und mitten durch diesen Bahnhof geht in schräger Richtung die Grenze, sodas das Zimmer des Zeichners in zwei ungleiche Hälften getheilt ist. Er schläft z. B. in Böhmen, ist aber genöthigt, sich in Bayern zu waschen. —

— In Prag stieß sich eine Frau vor dem Bette ihres Mannes im Krankenhause ein Küchenmesser in die Brust. Ihr Mann hatte sie vor einem Jahre verlassen und sich am Sonntag durch drei Revolvergeschüsse schwer verletzt, wollte aber von einer Verwöhnung nichts wissen. —

— Am Freitag stürzte sich in Rom ein Major a. D. aus Dresden, der an einer unheilbaren Krankheit litt, aus dem Fenster eines Hotels und starb kurze Zeit darauf. —

— Die Schriftsteller Ferdinand Fabre und Louis Révillon sind in Paris gestorben. —

— Die Bevölkerung von Christiania wächst mit großer Schnelligkeit. Im Jahre 1845 hatte die Stadt 25 000 Einwohner, 1877 bereits 107 000 und am 31. Dezember 1897 fast das Doppelte, 209 863. Im vorigen Jahre allein betrug der Zuwachs 14 300 Personen. —

— Die Grippe tritt in London wieder stärker auf. In der letzten Woche sind ihr 102 Personen zum Opfer gefallen. —

— Einige Bostoner Kapitalisten hatten in Kanada eine Mineralquelle erworben. Der Dingley-Tarif legte aber einen so hohen Zoll auf das Mineralwasser, daß die Einfuhr sich nicht mehr lohnte. Ein Advokat brachte nun die Geldleute auf den Gedanken, das Wasser gefrieren zu lassen und in Form von Eis über die Grenze zu schaffen. So bleibt es jetzt ganz steuerfrei. —

— Die Stadt Mackay in Queensland wurde von einem Wirbelsturm heimgesucht. Drei Kirchen, zwei Gasthöfe und andere öffentliche Gebäude wurden vollkommen zerstört und viel anderer Schade angerichtet. 150 Millimeter Regen fielen in 24 Stunden. —